

Das Unterhaltungsblatt

№. 544 • • • der Wossischen Zeitung vom Dienstag, 17. November 1925 • • • 1925

Adalbert Stifter

Von Hermann Bahr

Stifter hatte das gefährliche Glück, unversehrt rasch berühmt zu werden, und zwar zu seiner Lebzeit als Dichter, während er sich zum Maler geboren fühlte. Seine Widergaben ihm ein Recht dazu: sie sind durchaus nicht dilettantisch, weder jemals an Stoffe, an der Vorlage lebend, noch der anderen Gefahr, der so selten ein Dilettant entkommt: dem Fabulieren ins Blaue der eigenen Laune verfallend, sondern immer, wenigstens mit nicht völlig zureichender Kraft, treu bemüht, entweder Erfahrung zu der ihr einwohnenden Idee zu steigern oder Idee, wenn er eine mit seinem inneren Auge zu erkennen meinte, nicht als bloßen Netz auf sich wirken zu lassen, sondern ihrer tiefsten Gehnucht, der nach Verwirklichung, durchaus zu genügen, wenn dieser innig, ja mit Frömmigkeit begabten Willst freiheit die Kraft nicht entzöge. Er brauchte lange, begeben zu lernen, daß die ihm vom Schicksal zugewiesene Sache das Wort war. Ihm ungenügend hat er sich durch den unermüdeten Erfolg des „Rambold“, seiner ersten, nur durch Zufall überhaupt veröffentlichten Erzählung, allmählich belehren lassen. Im Herzen immer noch vor allem Maler, mag er still bei sich den rufen und mit den Jahren immer noch nachwachsenden Erfolg seiner „Studien“ (ihm der Titel verrät auch wieder den Maler) oft genug vernünftigt haben. Und wer ihn und seine Geistesart ganz erkennt, wird diese Verwirklichung nicht bloß verkehren können, er wird sie teilen. Denn jene „Studien“, Erzählungen, die so hoher Art, daß sie sich getrotzt in die Nähe von Grillparzers „armem Spielmann“ wagen dürfen, sind daran schuld, daß Stifters Wesen jahrelang unerkannt blieb und es eigentlich heute noch ist.

Ein deutscher Dichter, dem gleich der erste Wurf Ansehen bei der Nation einbringt, hat das immer schwer zu büßen, denn sie wagt ihn darauf fest, er soll fortan nur immer wieder sein erstes Wort von neuem schreiben, mit gelinden Variationen; die deutsche Sprache will es nicht anders; er wehrt sich vergebens. Stifter hat sich sein Leben lang vergebens gewehrt. Was er auch immer schrieb, der Nation blieb er immer der Dichter der „Studien“. Und die „Studien“ wurden immer mehr zunächst ein beliebtes Geschenk für die reifere Jugend, bald gar schließlich ein Kinderbuch. Was vor allem die Folge hatte, daß bald jeder Jüngling, ja schon die höhere Schicht der darüber Erhaltenen dünkten, ja sie fast zum Glück überwinden Erbarmungspeter rangierten und sich nicht einfallen ließen, dieser Schriftsteller für reifere Jugend könnte vielleicht auch etwas für Erwachsene geschrieben haben.

So blieb sein „Nachkommer“ lange das Geheimnis der besten Dichter seiner Zeit, einer schon seit 1850 langsam absterbenden Halle, der es übrigens seit je schon eigen war, sich ihrer Art vor anderen fast ein wenig zu schämen, sich von ihr möglichst wenig merken zu lassen und abseits zu leben, vor allem aber auch ihren Geschmack abseits zu halten. Sie bewahrten ihre Bewunderung des „Nachkommer“ für sich, sie gönnten ihn möglichen Lesern gar nicht. In jenem redenden Zeitalter war auch kaum Raum für ein Wort, das sich so rein an die Forderung seines Dichters hielt: „Gefallen machen, nicht Wert!“ Dieses Gefühl hat ihn freilich erpöht, Niemand hätte das Wort, das Schicksal so langweilig fand, daß er dem, der hätte wäre, es bis ans Ende zu sagen, die politische Szene verstand, dem Wenigen bei, was eigentlich von der deutschen Prosa-Literatur übrig bleibt und verdient, immer wieder und wieder gelesen zu werden. Der „Wittfo“ gar aber, Stifters reiches Werk, das ihn nicht bloß in Folgebildung zeigt, sondern fast noch über das ihm zugewiesene Maß an Kraft wie durch ein Wunder emporgewachsen, vielleicht durch das Wunder der Geburt, des Markenstempels, des demütigen Vertrauens zum still waltenden eigenen Genius, der „Wittfo“ blieb selbst Niemand fremd, dem einzigen, der in jener Epoche der Niederinge das Augenmaß für diese seltsame Verbrüderung eines Homerides mit einem Aristophanes gehabt hätte. Einer unerschöpflichen „Wittfoweisigkeit“ und „Langweiligkeit“ gesehen, da er es in der Tat zu den Vergessen erregenden Büchern gehört, die man nicht überfliegen kann, auf jeder anderen Seite geschwind einen Satz herauszufischen, sondern die gelesen sein wollen, von Wort zu Wort gelesen, was der Leser im voraus schon als Annahme von unerlaubter Dreistigkeit empfand, blieb die erste Auflage Wittfos jahrelang unabgeleht, und was später unter seinem Namen erschien, waren elende Verflummelungen. Doch sich jetzt, nach dem Kriege, doch allmählich endlich eine stille Gemeinde zusammenfindet, der Wittfo nicht bloß als Stifters höchste, reinste, zugleich aber auch amnützigste, zu trauhafteste, liebenswürdigste Dichtung gilt, sondern auch für ein Kronjuwel der Weltliteratur, das verdankt wir dem Aufseher, der, schon um die Aufhebung des „Nachkommer“ erfolglos bemüht, den Mut und das Vertrauen zur künstlerischen Einigkeit der Nation hatte, wieder den ungeschätzten, unerschöpflichen, unbeschnittener Wittfo zu zeigen. Die Wirkung blieb nicht aus, wenigstens bis zum heutigen Tag der Wittfo noch immer nicht das deutsche Volksbuch getadelt dieser unserer Epoche geworden ist, was dem es durch tausend innere Gründe vorbestimmt scheint. Das große Publikum, sonst doch heute darin gar nicht so schwach, will sich noch immer nicht herablassen genug an ein so „bides“ Buch wagen, neben dem ihm der „Nachkommer“ leichter scheint, es gleich sich loszulegen auf diesen aus: der „Nachkommer“ ist jureit das wirkliche Werk Stifters, er gehört nur endlich zu den Büchern, die der gebildete Deutsche gelesen haben muß. Auch die vom E. A. Reber in hardt im Pauli-Verlag zu Leipzig herausgegebene, sich Epitome nennende „Sammlung Stifters Romane“ bringt neben den Wälderwanderschaften, dem Siebenstern, dem Mühlhau, Stendhals Not und Schwärz, Burgewigen Vätern und Söhnen und Mercedis Epistolen leider nicht den „Wittfo“, Stifters am meisten Zukunft enthaltendes, vielleicht in der nächsten Generation erst ganz produktiv werdendes Werk, sondern auch sie begnügt sich mit dem „Nachkommer“, dadurch immerhin schon begünstigt, daß wir heute so weit sind, in Stifter mehr als den Landshäuser der „Studien“ zu sehen, aber ihn allerdings dadurch wieder zu sehr als den entsagenden Dichter zu sehen, während die Dichtung Stifters in ihrer vollen Macht erst von dem erkannt wird, der den entsagenden Stifter sich dann langsam zur „böhmisches Wittfo“, wie man den „Wittfo“ genannt hat, erheben und zuletzt eines herrlichen Zorns mächtig ist, der seit der Hoffischen

Was der menschliche Körper leistet

Organismen als Maschinen

Der dauernde Betrieb des Körpers im Leben bedarf einer Arbeits- und Kraftaufwendung, die mit unseren technischen Hilfsmitteln nicht zu leisten ist. Die Nahrungsstoffe werden den Pflanzen in Wasser gelöst zugeführt. Das Wasser muß bis in die höchsten Spitzen getrieben werden. Nach unserer Anschauung geschieht das mittels Pumpen vorrichtung.

Die hierzu erforderliche Kraft ist durch Versuche festgestellt worden. So ist gefunden worden mittels Quecksilberbarometermessung, daß die Wurzeln des Rohrkolb des Wasser in eine Höhe von 90 cm mit einem Druck von 120 mm hochpumpen; das entspricht dem Gewicht einer Wasserfäule von 15,2 m Höhe und Umfang von der Dicke der Weizenähre. Das bedeutet: Im Stamme der Weizenähre wird von der Pflanze eine Kraft angewendet, die genügen würde, um ihren Satz 16 m zu heben (woraus die Leistung vollständig von dem viel niedrigeren Winddruck, ist noch nicht ersichtlich). Wahrscheinlich eine Arbeitsleistung, die man der Rebe kaum zutrauen möchte.

Nun vergewaltige man sich die Nierenleistung, die dazu gehören, das Säfte hochzupressen in Pflanzen, die eine große Länge besitzen. Eine Omelettezeit bietet das „technische Rohr“, der nur wenige Zentimeter dicke Stamm einer Kletterpflanze im inbisherigen Tropenwälder, die im Finstern zu leben verdammt wäre, wenn sie es nicht verstände, mittels Widerparten auf ihren Blattspitzen sich langsam über alle Bäume der Gegend entgegen zu ziehen und auf diesem mühselig gewordenen Weg eine Länge von 180 m erreicht. (Vergleichsweise sei die Höhe des Kölner Doms mit 150 m angegeben.) Weidener schon sind die Cuckaluppen Australiens, deren Leistung das Hochpumpen von Wasser auf eine Höhe von „nur“ 152 m darstellt, ganz zu schweigen von unserer heimischen Weizenähre, die sogar nur bei halber Höhe, also von 75 m, auch nur die Hälfte der Arbeit zu leisten braucht. Wer vermag diesen Pflanzen etwas von Anstrengung anzumerken oder nachzuempfinden? Dabei scheint die Pflanze alles ohne Hilfsmittel zu leisten. Nur Kraft ihres mechanischen Nahrungssystems durch Wassererwartung; denn es gelang dem Botaniker Strasburger bei Versuchen an vor Monaten gestellten Bäumen — es kann sich bei toten Bäumen nicht um irgendwelche Prozesse des Lebens, sogenannte vitale Prozesse, handeln — bestimmte Substanzen bis an ihre 20 m hohen Spitzen aufsteigen zu lassen.

Wenn man der Sache zu Recht besteht, daß die Natur in ihren Strukturen unter spärlicher Verwendung von Materie und Kraft Arbeit verrichtet läßt, die sich eponisches Ausmaß erreicht, so fragt man sich unwillkürlich, welche Nierenmaschinen der Mensch bauen müßte, um ähnliche Leistungen zu erzielen, und welchen Aufwand diese Maschinen zum Betriebe verschlingen würden.

Diese Frage ist nach genauer Berechnung aller zu berücksichtigenden Faktoren in der Weise zu beantworten, daß der Anschaffungs- und der Betrieb der Maschinen und der bei ihrem Betriebe herauszufingende Nahrungsmittel (die erzielte Ausleistung in Kalorien) berechnet auf die eingesetzten Brennstoffe, deren Kalorien ebenfalls in Rechenformel ausgebrückt, und auf den Einheitswert 100 reduziert sind) gegenübergestellt werden.

Art der Maschine	Anschaffungs- wert in Mark	Ausbeute in o. G.
Dieselmotor	15 000	etwa 25
Größere Gasholzkohlemaschine	8 000	4,6
Größere Wasserdampfmaschine	8 225	7,9
Größere Wasserdampfmaschine mit Kondensation und 1/2 Abdampfung	34 000	21,8

Trotz oder vielmehr aus wegen seiner so gewaltigen Maschinen ist es also höher dem Menschen nicht gelungen, das Prinzip der Ökonomie und des kleinsten Kraftmaßes in seinen technischen Leistungen zur Tat werden zu lassen.

Die Natur arbeitet andererseits auch unter Organismus — und was würde er leisten können, wenn wir nicht in unserem

Körper das Zeugnis unserer Vergangenheit mit uns tragen, wenn wir nicht einen Muskel- und Knochenbau hätten, der uns darauf hinweist, daß wir zum Leben ursprünglich gar nicht geschaffen sind? Gibt man die Unterhaltskosten beim Menschen bis zum 16. Lebensjahr (gleich Anschaffungskosten einer Maschine) mit 8000 Mark an, so beträgt der Ruhezustand im Laufe der nächsten 30 Jahre, bei gewöhnlichen Rodfahrten, 9 km in der Stunde, 40—45 m. h. und beim Klettern noch mehr.

Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß das Leben des Menschen nicht gerade die zweckmäßigste, ökonomischste Art der Fortbewegung darstellt. Und ist es ein Spiel der Natur, daß wir beim Klettern den größten Ausbeute erzielen? Gewiß nicht; sondern hierin kommt zum Ausdruck, daß wir in unseren Vorfahren oder von Hause aus — wenn diese Redebeziehung erlaubt ist — Kletterer sind. Wahrscheinlich weist der Verlauf der Muskelarbeit unserer Schilddrüsen-Überaktivität einerseits, die Pohlwählung unserer Fußhülle andererseits eindeutig darauf hin, daß Wesen in unserm Körperbaues zum Klettern bestimmt sind.

Entsprechend günstig ist auch die Vollkommenheit der Verbrennung der Nahrungsmittel in den lebenden Körpern im Vergleich zum Vergleich des Aufschmelzens von Eis. Der Körper verbrennt Fett und Kohlenhydrate (das sind Stärke, Maltose, Zucker) vollständig, die Eiweißstoffe zu fast gänzlich. Der Heizwert einer gewöhnlichen Maschine ist etwa 35—45 m. h. bei sehr komplizierten Maschinen oder bei komplizierter Vorbereitung des Heizmaterials steigt er auf 72—78 m. h. (Wanderröhrenfeuerungs), bis 88 m. h. bei der Oelturbine und Kohlenstaubverbrennung.

Welche Nierenleistung oder der Körper vollzieht zu seiner eigenen Erhaltung, kann man berechnen aus der Wärmeabfuhr, die er liefert. Der ruhende erwachsene Mensch liefert täglich im Mittel etwa 2400 Kalorien, das sind Wärmeleistungen, wie sie in der mechanischen Physik zu Berechnungen verwandt werden. Eine Kalorie ist die Wärmemenge, die erforderlich ist, um 1 kg Wasser von 0 Grad auf 1 Grad zu bringen. Der englische Physiker Joule hat gefunden, daß diese Kalorie gleichwertig oder äquivalent ist der Arbeit, um 1 kg auf 425 m zu erheben oder aber um 425 kg auf 1 m zu erheben. Wenn also 1 Kalorie 425 Arbeitseinheiten entspricht, so ergeben sich für 2400 Kalorien 1020 000 Arbeitseinheiten, das entspricht also einer Arbeit, die erforderlich ist, um 1020 000 kg 1 m hoch zu heben. Diese Arbeit leistet der Körper, um den Betrieb seiner Organe aufrecht zu erhalten. Das Brennmaterial hierzu wird ihm zugeführt als Nahrung, die mittels Verbrennung in den Körper übergeht. Die Verbrennung, die also auf Grundlage der Nahrung eintritt, ist ein chemischer Vorgang, durch den hoch zusammengesetzte, aber nicht oxydierte organische Substanzen gelöst, abgebaut werden in einfache, aber sauerstoffhaltige Stoffe. Unsere Nahrungsmittel sind sehr komplizierte Körper, die künstlich Brennstoffe haben und verbrennbar sind, d. h. sie sind nicht oxydiert, denn erst durch Verbrennung oxydiert ein Körper; er nimmt Sauerstoff auf, was gleichbedeutend mit Verbrennung ist. Je vollkommener diese Oxydation oder Verbrennung, die natürlich nicht unter Lichterscheinung vorzugehen braucht, wie das Oxydieren von Metallen an der Luft zeigt, ein Vorgang, der ebenfalls Oxydation ist, um so höher der Brenn- oder Kalorienwert der Nahrungsmittel.

Nahrungsmittel von höchstem Wert sind also jene, die am niedrigsten oxydiert und daher befähigt sind, bei ihrem Abbau oder Verbrennung möglichst viel Sauerstoff aufzunehmen. Unsere Nahrungsmittel zerfallen alle in ihre Endprodukte Kohlenhydrate und Wasser, d. h. sauerstoffhaltige Körper, nur die Eiweißstoffe zerfallen nicht vollkommen im Organismus, so daß also ihre Restprodukte auch noch Brennwert haben, und zwar ein Fünftel des Eiweißstoffes, der aber im Organismus nicht ausgenutzt wird.

(Aus dem Buche „Gesetze des Lebens“ von Dr. med. Felix Arnsheim, in der Sammlung „Wege zum Wissen“, Band 41.)

Zeit nur noch in Kleist, in Hölderlin und, gedämpft, in Grillparzer zuweilen erklagt.

Deutsche meinen, den Weg zu Kunstwerten am besten über die Künstler zu finden; wer wünscht, ein Gedicht zu verstehen, denkt, es dazu vor allem den Dichter kennenlernen muß. Daraus ist allmählich die Mode des Biographischen entstanden, gegen die Benedetto Croce so grimmig zu wettern nicht schied. Der „Gebildete“ wird eben drei Bücher über Goethe lesen, bevor er sich ernstlich mit Goethe auseinandersetzen kann, den ganzen Goethe, zu lesen, und ringt er sich das selbste noch einmal ab, so wird er endlich immer am liebsten zu Goethes Berichten aus seinem Leben greifen. So sich niemals unmittelbarer aus Wert selbst zu halten, sondern im Wert nur gleichsam ein Versteck zu sehen, aus dem der Wirkende selber in Person hervorgeholt werden soll, ist natürlich lächerlich; denn wozu versteckt er sich dann erst überhaupt? Aber da wir darin nur einmal, wie's scheint, unverbesserlich sind, wird uns für ein Bild, für ein Gedicht, und es sieht jetzt schon so aus: bald auch für ein Lied, nur wer uns zuvor für den Maler, den Dichter, den Sänger in Person interessiert hat, gewinnen können. Auch wer die Kraft hätte, Wittfos unvergleichlichen Verein von Hochgefühl, Gedringtheit und Ebenmaß darzustellen, wird ihm nicht halb so viel Leser bringen, als wer es vermag, Stifters Person in ihrer treueren, eigentlich arbeitslosen, gewissenfalls lächerlichen und doch so unendlich zierenden, ja zuletzt, als die Schattensicht immer dichter, am Ende verlorend, ja zerstörend zusammenschließen, tragischen Hilfslosigkeit darzustellen. Darum soll uns die neueste Schrift über Stifter in ihrer schlichten Treue herzlich willkommen sein: Auszüge aus seinen Werten und Briefen, mit verbindendem Text von Hans Amelung und Kupferstichzeichnungen nach Gemälden Stifters. Sie ist als eins der „Fücher der Zeit“ erschienen, einer Sammlung, der es gelungen ist, sich durch Zahl und ein außerordentliches Feingefühl für den im mittleren Bürgertum, in den auch heute noch, trotz aller Bedrängnis, innerlich unerschrocken und aufrechten Schichten der

Nation, vorherrschenden Geschmack, Vertrauen zu gewinnen und Treue zu sichern. So darf der Verleger, Herr Wilhelm Langewiesche-Brandt, aus diesem der schönsten Wirkung sicher sein, und wenn in jedem Tausend seiner Leser dann nur einer ist, der doch vielleicht einmal nach dem Wittfo greift, so wäre ein Segen für die Nation, die kaum aus irgendeinem andern Werk so rein ersehen kann, daß von allen Kräften, durch die die Geschichte bestimmt wird, bezeugt ausbauende Milde gerechten Sinns doch weit aus die härteste Lebensmacht ist.

Einkünfte über die Universität Jerusalem. Aus Anlaß der ersten öffentlichen Sitzung des Deutschen Verbandes zur Förderung der Universität Jerusalem (sprach Professor Albert Einstein als Präsident des Kuratoriums über die Aufgabe und die Erfordernisse der im Entstehen begriffenen Universität. Er führte aus, daß das Gedenken und die wissenschaftliche Bedeutung der Universität Jerusalem nicht eine Angelegenheit der palästinensischen Juden sei, sondern aller Juden der ganzen Welt. Dem profanen Standpunkte aus sei sie eine Notwendigkeit, weil sie für die im gegenseitigen Aufstiege vielfach behinderten Juden eine Zuflucht und eine letzte Gewißheit darstelle, die dem ganzen geistigen Erbe der Juden einen Rückhalt gebe. Aber auch vom historischen und logischen Standpunkte sei sie von höchster Bedeutung gleichermäße als Ereignis wie als Symbol und als Sammelplatz der großen Kulturwerte, welche seit Jahrtausenden durch den jüdischen Geist geschaffen werden. Für die Durchführung dieser Aufgabe seien aber große Geldmittel nötig, über die die Universität nicht verfüge. Zwar werden von den amerikanischen Juden große Summen gestiftet, aber an diese Gelder seien meist Bedingungen geknüpft, die mit der persönlichen Liebhaberei des Stifters, aber nicht mit der Wissenschaft zu tun haben. Dadurch verlieren diese Stiftungen den größten Teil ihres Wertes. Außerdem erheben sie meist für das jüdische Institut, das sehr reich sei, während die anderen Institute Mangel haben. Es müßte eine Organisation der jüdischen Intelligenz Europas geschaffen werden, die durch kleine, aber sichere Beiträge der Mitglieder des Ausflusses und Befehlen der Universität gewährleiste. Dadurch werden auch die aus-